

Im Erinnern liegt das Heil? Ein Versuch, die Erinnerungskultur der Psychoanalyse durchzuarbeiten

Christian Kläui

I. Heil!

»Heil versprechen«. Als ich dies in der Einladung zur Tagung las, anlässlich der der folgende Text entstand, löste es bei mir eine reflexhafte Reaktion aus: Wie die Figuren in Kleists Novellen plötzlich erblassen oder erröten, bin ich, vor jedem Nachdenken, zusammengezuckt und habe ein diffuses Unbehagen empfunden. Der Grund dafür ist, dass ich das Wort »Heil« nicht anders hören kann als im Resonanzraum von »Sieg Heil« und »Heil Hitler«. Das Wort »Heil« ist in der Schweiz, wo ich herkomme, kein Wort der Alltagssprache. Es ist für schweizerische Ohren nachhaltig durch den Nazifaschismus kontaminiert und – mindestens außerhalb von esoterischen Kreisen – kaum anders hörbar. Dies gilt, wie ich im Vorfeld unserer Tagung erkundet habe, auch für jüngere Generationen. Man setzt »Heil« quasi automatisch in Anführungszeichen und seine Komposita – wie die hier zur Diskussion stehenden »Heilsversprechen« – sind mit dem gleichen negativen Beiklang aufgeladen.

Unanständig dagegen sind die Abwandlungen für den Gebrauch im medizinischen Kontext: »Heilen«, »Heilung«. Und ebenso im religiösen Rahmen: »Heilig«, »Heiland«. Das Gleiche gilt für Ausdrücke wie »heil davonkommen« und für die Negationen: »heillos«, »unheil« – sie sind frei von der Naziassoziation.

Mein Unbehagen hängt direkt am Wort, am Signifikanten, der mit der braunen Assoziationsspur aufgeladen ist, vor jeder Einlassung auf die Sache, die zur Debatte steht. Ähnlich funktioniert auch der Signifikant »Führer«: »Reiseführer« oder »Führerschein« kann man in der Schweiz anstandslos sagen, nicht aber »Führer«. An den Wörtern »Heil« und »Führer« klebt die Geschichte und mit jedem Gebrauch stellt sich der Sprecher unvermeidlich, ob er will oder nicht, in ein Verhältnis dazu.

Als mir einmal ein jüdischer Patient den Satz sagte: »Ich suche einen Führer«, löste das bei mir unwillkürlich ein Grausen aus. Denken und Assoziieren wurden nicht geweckt, sondern setzten aus. Ich war fassungslos und irritiert; mein erster Eindruck war nicht der, einem mehrdeutigen Satz zu begegnen, der den Weg zu einer unbewussten, verdrängten Wahrheit spüren könnte, sondern ich hatte den Eindruck: das kann einfach nicht wahr sein. Es ging mir anders als sonst, wenn im Sprechen eines Analysanten Wörter oder Wendungen auftauchen, die vieldeutig und überdeterminiert sind und dadurch den Assoziationshorizont erweitern.

Ich gebe Ihnen ein einfaches Beispiel, um den Unterschied zu verdeutlichen: Ein junger Mann bekommt in seiner Ausbildung große Probleme, weil er die Computerpasswörter immer vergisst. Alle Erinnerungshilfen, die der Ausbildungsverantwortliche ihm beibringen will, fruchten nichts. Der junge Mann, »kommt nicht hinein«, wie er sagt. Dieses »nicht Hineinkommen« können wir mehrdeutig hören. Könnte es vielleicht auf ein sexuelles Problem hinweisen? Die signifikante Formulierung »nicht hineinkommen« würde dann das Symptom am Arbeitsplatz mit einer anderswo herkommenden unbewussten Determinierung verbinden. Die Mehrdeutigkeit zu hören, hat den Effekt, dass eine Öffnung des Sprechens geschieht, dass sich die Assoziationsräume erweitern und die Äußerungen des jungen Mannes eine Anreicherung erfahren. Ganz anders beim Satz »Ich suche einen Führer«: Die Signifikanten »Heil« und »Führer« sind historisch so belastet, dass sie nicht frei durch die unterschiedlichen, bewussten und unbewussten Bedeutungsebenen hindurch zirkulieren können, wie das beim »nicht Hineinkommen« der Fall ist. Hier hat das Anspielen auf eine andere Bedeutungsebene einen witzigen, befreienden, lustvollen Charakter, weil man mit der gleichen Formulierung von einem Signifikat zum andern springen kann. Dort löst es primär Erstarren und Denkhemmung aus.

Die Auswirkung ist, dass diese Wörter tabuisiert sind, d.h. man kann das Wort »Heil« nicht benutzen, ohne sich davon zu distanzieren. Tut man dies nicht, setzt man sich dem Verdacht aus, man wolle nichts von der Geschichte wissen oder gar »uns« das »Heil« wieder versprechen.

II. Erinnerungsfetischismus

Wie Sie lesen, kann ich nicht über »Heil versprechen« schreiben oder laut sprechen, ohne eine psychische Arbeit zu machen. Daran lasse ich Sie hier teilhaben: Ich *muss* die historische Kontamination, die sich automatisch aufdrängt, in mein Denken einbeziehen und bearbeiten. Unsere Sprache und unser Sprechen sind im Alltag wie in der Analyse immer von Geschichte durchzogen. »Heil« ist ein Wort, das dieses allgemeine Faktum in ganz besonderem Maße deutlich macht. Die nationalsozialistische Vereinnahmung des Begriffs »Heil« hat diesen zu einem Zeichen für »Unheil« und »Tod« werden lassen.

Bei uns allen spielen die Fragen nach der familiären Vergangenheit in der Nazizeit nach wie vor eine große Rolle. Das ist jedenfalls die Erfahrung, die ich als Analytiker, auch mit jungen Analysanten, mache. Welche Narrative wurden ausgebildet, welche Verdrängungen, Glorifizierungen, Verharmlosungen usw. und welches Gedenken auch, welche ausgesprochenen oder unausgesprochenen Loyalitäten werden tradiert? Es sind nach wie vor viele Affekte im Spiel, darüber sollte man sich nicht hinwegtäuschen.

Wenn wir von »Heil« sprechen, sind wir im Unheilen. Die historische Kontamination bedingt eine Zäsur. Es kann keine unhinterfragte Kontinuität geben, es sei denn, wir verdrängen oder verharmlosen die Geschichte. Wir treten zwangsläufig in die Debatte ein, wie wir uns zu der Zäsur stellen, die der Nationalsozialismus im historischen Geschehen markiert. Ob wir das Geschehene als Ereignis anerkennen, das unsere Denkkategorien ändert und für unser gesellschaftliches Zusammenleben Konsequenzen hat, die nicht ungeschehen zu machen sind; oder ob wir das Geschehene revisionistisch relativieren. Ob wir, um eine Formulierung von Habermas (1987) aufzugreifen, anerkennen, dass wir zuvor gültige Kontinuitäten in der historischen Beschreibung der Lebenszusammenhänge

nicht weiterhin übernehmen können; oder ob wir den Zivilisationsbruch, von dem Dan Diner (1988) spricht, nicht als solchen anerkennen.

Allerdings, das ist meine erste These, gibt es noch eine weitere Lösung, und diese ist weit verbreitet: Wir können die historische Kontamination von ›Heil‹ mit ›Unheil‹ auch anerkennen und erinnern und trotzdem so etwas wie eine heile Welt wiederherstellen. Diese Lösung möchte ich *Erinnerungsfetischismus* nennen.

Wo wir es mit historisch aufgeladenen Signifikanten zu tun haben, müssen wir psychische Arbeit verrichten, müssen uns an diesem Ballast abarbeiten. Dies geschieht allerdings meistens nicht in Form eines wirklichen Erinnerns oder einer vertieften Bezugnahme zu tradierten Formen des historischen Gedächtnisses, sondern es bleibt bei der *Geste* des Erinnerns, die gleichzeitig eine der Distanzierung ist. Wir sagen: »Ich weiß ja schon« und lassen es dabei bewenden. Mit einem ritualisierten »ich denke daran« entziehen wir uns dem Sog der historisch aufgeladenen Wörter. Wir brauchen uns dann nicht weiter um den geschichtlichen Ballast zu kümmern und können unbefangen unserer Agenda nachgehen. Erinnern wird zur Konvention: Ich unterwerfe mich der Geste des Gedenkens, damit mich die Vergangenheit nachher nichts mehr anzugehen braucht.¹

Solches ›Erinnern‹, das wirkliches Erinnern eher vermeidet als herstellt, bezeichne ich als *Erinnerungsfetischismus*: Denn die Erinnerungsgeste funktioniert wie der Schuh oder das Strumpfband für den Fetischisten funktionieren. Diese schaffen, wie Freud gezeigt hat, eine Art Mauer, die die Zone dahinter, das Fortschreiten des Blicks bis zum weiblichen Genitale im Ungesehenen, Diffusen und Unklaren belässt. Der zum Fetischisten auserkorene kleine Knirps, *weiß ja schon*, dass am mütterlichen Genitale kein Penis hängt, *aber* wenn er den Blick beim Strumpfband anhält, braucht er sich dies nicht einzugestehen, er braucht nicht daran zu glauben. In der gleichen Art kann auch das ritualisierte Gedenken zur Mauer werden: Hinter dem Aufgearbeiteten, Formulierten, Erinnerten können sich diffuse Zonen des Zwielichts einnisten, in denen ich alles, was mich betreffen könnte, von mir fern halten kann.

Mit seinem Satz, er suche einen ›Führer‹, hat mein jüdischer Patient den Tribut an die Geschichte verweigert mit einem geradezu unheimlichen Effekt. Nach der ersten Reaktion des Unglaubens hatte ich mir überlegt, ob dieser Mann wohl heimlich fasziniert sei von seinem Aggressor. Doch ich merkte bald, dass es um etwas anderes gehen musste: Es war, als würde er sagen: »Das hat mit mir nichts zu tun. Die Vergangenheit soll mich nicht kontaminieren und nicht einschränken. Ich lasse mir nichts wegnehmen, auch nicht das Wort Führer«. Vielleicht entspricht seine Geste einer Haltung, die wir Freud zufolge dem eigenen Tod gegenüber haben; dass nämlich das Wissen um die eigene Sterblichkeit

1 In Klammern sei angemerkt, dass wir auch in der Psychoanalyse einige Erfahrung mit solchen Gesten haben. Die Geschichte der Psychoanalyse zeigt, dass die Treue zum entscheidenden Ereignis der Psychoanalyse, zur Freudschen Entdeckung des Unbewussten, gar nicht so leicht zu halten ist, denn es ist, wie Freud schon gesagt hat, eine Kränkung. In Teilen der postfreudianischen Psychoanalyse wurden die Signifikanten ›Freud‹ und ›unbewusst‹ zu Fetischen gemacht, die man in den Vorwörtern platziert, um sich mit dem, was damit gemeint war, im nachfolgenden Text nicht mehr auseinander setzen zu müssen. Heute erleben wir einen ähnlichen Revisionismus in Bezug auf das, was die Praxis der Psychoanalyse ist: Das, was Freud darunter verstanden hat, wird immer mehr verkannt zugunsten von fokusorientierten und manualisierten Verfahren, die den Namen ›psychoanalytisch‹ nur noch als Fetisch vor sich hin tragen.

das Unbewusste nicht berührt: »Ich weiß ja schon, dass es den Tod gibt, aber das hat mit mir nichts zu tun.« Als mir dies einfiel, begriff ich, dass das Schockierende nicht die unbewusste Unterwerfung und Identifizierung mit dem Aggressor war, sondern im Gegenteil, die Verweigerung einer Unterwerfung, die wir alle uns immer schon auferlegt haben. Er hatte den Pakt des fetischisierten Erinnerns gebrochen, den Pakt eben, der uns sagen lässt, dass wir z.B. von »Heilsversprechen« wieder ganz unbefangen reden können, sobald wir pflichtschuldig erwähnt haben, dass wir uns bewusst sind, wohin dieses Wort in den braunen Jahren getrieben wurde.

Indem wir den kleinen Aufwand der fetischisierten Geste der Erinnerung auf uns nehmen, können wir also, was uns tieferes Unbehagen bereiten würde, leicht beiseiteschieben. Ich bitte Sie, dies richtig zu verstehen: Ich rede nicht gegen das, was man Erinnerungskultur nennt. Ich möchte aber auf eine Art Nebenwirkung der Erinnerungskultur so wie sie oft in Deutschland, Österreich, aber auch der Schweiz angetroffen werden kann, hinweisen. Die kollektive Kultur des Gedächtnisses kommt in gewisser Weise dem Erinnerungsfetischismus entgegen, denn ihr Angebot an Gedenkgesten können wir wie Fetische einsetzen, auf die wir unsern Blick richten, um ihn nicht dorthin wenden zu müssen, wo es für uns wirklich schmerzhaft wäre und wo wir mit unseren Affekten wirklich zu kämpfen hätten. Erinnerungsfetischismus macht so das Unheil, wenigstens ein Stückweit, wieder heil.

Das kann so funktionieren, weil es um ein ganz anderes Erinnern geht als das Erinnern, das die Psychoanalyse intendiert: Erinnern ist bei Freud *funktional*, es soll dort geleistet werden, wo ein Symptom aufgetaucht und das Erinnern der affektiv beladenen und verdrängten Geschichte notwendig geworden ist, um das Leiden analysieren zu können. Erinnern per se hat für Freud keine deklarierte Qualität, es tut nicht not. In der Erinnerungskultur geht es aber genau um Erinnern per se. Dieses wird zum Ziel und kann darum auch wie eine Mauer, wie ein Fetisch vor dem schmerzhafteren, spezifischen, auf meine eigene Geschichte ausgerichteten Erinnern stehen. Zum *Erinnerungsfetischismus* wird Erinnern also, wenn es nicht darum geht, einen vergessenen oder halbvergessenen Inhalt freizulegen oder gar eine Verdrängung aufzulösen, sondern wenn es einzig um ein Erinnern geht, das den Gestus des Erinnerns erfüllt.

Erinnerungsfetischismus ist natürlich nicht nur bei unserem Verhältnis, dem der Schweizer und klarerweise der Deutschen und Österreicher, zum Nationalsozialismus im Spiel, sondern auch in vielen anderen Mikrobereichen der individuellen und kollektiven Geschichte. Gerade auch im Umfeld der Psychoanalyse wird nicht selten Erinnern als Wert per se kultiviert. Als ginge es darum, ein möglichst lückenloses Wissen über sich selbst herzustellen. Das war nicht Freuds Anliegen, ihm ging es nicht um die Erinnerung als solche, sondern um die *Störung der Erinnerung* auf Grund der affektiven Verhältnisse. Er hat das in seinen Anfängen sogar diagnostisch ausgewertet, um Hysterien von organischen Leiden abzugrenzen: Wenn jemand seine Geschichte lückenlos erzählen kann, ohne dass Erinnerungsstörungen auftreten, dann hat Freud dies als Hinweis auf eine neurologische und nicht auf eine neurotische Erkrankung verstanden.

Karl Josef Pazzini hat mir einen schönen Satz einer jungen Frau übermittelt: »Meine Eltern haben mir einen Stapel DVDs mit Fotos und Videos von mir zum Geburtstag geschenkt. Wie soll ich mich da noch erinnern?« – Die Fotos und Videos ihrer Geschichte werden zu Fetischen, die es der Frau schwer machen, ihre eigene Geschichte zu finden.

III. Gesetz und Verbot

Von dieser Tendenz des Erinnerungsdiskurses an Stelle eines funktionalen Erinnerns im Freudschen Sinne Fetische zu produzieren, möchte ich den juristischen Diskurs abgrenzen, der anders funktioniert: Wenn die Erinnerungskultur neben ihrem aufklärerischen Potential auch eine Tendenz hat, Mauern oder Fetische des Aufgearbeiteten und Formulierten zu schaffen, hinter denen Verleugnetes und Verdrängtes versteckt werden kann, so funktioniert der juristische Diskurs nicht durch Fetischisierung, sondern durch Verneinung: Im juristischen Diskurs wird festgelegt und ausgesprochen, was man *nicht* sagen darf. Es wird einem klar gesagt, dass man nichts Rassistisches oder Antisemitisches sagen darf, dass man den Hitlergruß nicht machen darf usw. Das Schweizerische Bundesgericht, unser höchstes Landesgericht, hat in einem denkwürdigen Urteil festgehalten, dass es gewisse Traditionen des Schimpfens gibt, bei denen es einfach darum gehe, den andern zu beleidigen, nicht aber ihn rassistisch oder antisemitisch herabzusetzen. Gemäß diesem Urteil ist es zwar nicht die feine Art, aber auch nicht strafbar, jemanden als ›Sauschwaben‹ oder ›Dreckschweizer‹ anzupöbeln, es ist aber nicht erlaubt, ›Dreck‹ oder ›Sau‹ mit Hautfarbe oder Religion zu verbinden. Ich weiß nun also, dass ich ungestraft ›Drecknigerianer‹ sagen dürfte, nicht aber ›schwarze Sau‹.

Man mag die juristischen Spitzfindigkeiten als skurril empfinden, ein Effekt ist aber klar: Im juristischen Diskurs bleiben die Signifikanten im Spiel. Als verneinte eben, nach dem Motto: xy zu sagen, ist nicht erlaubt – womit ich es aber gleichzeitig auch sage. Der juristische Diskurs funktioniert also wie jenes bemerkenswerte Tagebuchmemento Kants nach einem Streit mit seinem Diener: »Der Name *Lampe muß* nun völlig *vergessen werden!*« (Gross 1993: 234, Hervorh. CK).

Im Vorfeld der Errichtung des Holocaust-Mahnmals in Berlin gab es viele Diskussionen darum, was ein geeignetes Projekt sein könnte. Der damalige Chefredakteur der renommierten schweizerischen Kulturzeitschrift *du*, Dieter Bachmann, brachte den Vorschlag ein, statt ein Denkmal zu errichten, den Potsdamer Platz in Judenplatz umzubenennen. Ich fand diese Idee, die natürlich keinerlei Chance hatte, recht überzeugend, weil damit der Signifikant ›Jude‹ effizient im Spiel gehalten würde, ohne isoliert oder eliminiert werden zu können.²

2 Wenn der AfD-Mann mit dem so sprechenden Namen, dass er fast schon künstlerisch nachgebessert scheint, wenn also Alexander Gauland das bekannt gewordene Wort in die Runde wirft, dass die »Nazi-Zeit« ein »Vogelschiss ist«, »quantitativ auf die rund tausend Jahre deutsche Geschichte gesehen. Inhaltlich sowieso« dann geht es ihm darum, die einschneidenden Konsequenzen von dem, was geschehen ist, nicht anerkennen zu müssen, aber er tut dies nicht offen, sondern durch eine historische Relativierung: Die Nazi-Zeit ist einfach ein Teil der Geschichte, wenn auch ein verschissener. So ungefähr nach dem Motto: Es gab Schreckliches in der Pharaonenzeit, es gab Schreckliches im Mittelalter, es gab Schreckliches in den Napoleonischen Kriegen und es gab Schreckliches im 20. Jahrhundert und es wird weiterhin an Schrecken nicht mangeln. Einen Vogelschiss – warum nicht z.B. ein Kuhfladen? – kann man wegputzen. ›Tausendjährig‹ ist sie, die ›deutsche‹ Geschichte und als ›deutsche Geschichte‹ würde sie sich nicht an den zwölf Nazi-Jahren messen lassen müssen: Die Allusionen an das tausendjährige Deutsche Reich sind natürlich unverkennbar und so hält Gauland, kaum versteckt, den Signifikanten des Dritten Reiches die Treue. Ein Code, der für alle Sympathisanten leicht lesbar ist. Da ist nichts Verbotenes dabei. Ja, der juristische Diskurs gibt paradoxerweise die Spielregeln vor, wie man es ungestraft sagen kann (vgl. Detering 2019: 35ff.).

IV. Eliminiertes Unheil

Die Kontamination von ›Heil‹ mit ›Unheil‹ ist ein historisches Faktum, das die Nazi-zeit hervorgetrieben hat. Das können wir verdrängen, revisionistisch verleugnen, im Erinnerungsfetischismus zur Seite schieben oder anerkennen. Ich möchte einen Schritt weitergehen und eine zweite These formulieren. Diese lautet: Die Kontamination von ›Heil‹ mit ›Unheil‹ ist nicht nur ein Effekt der historischen Ereignisse, sondern sie ist im Begriff ›Heil‹ selbst angelegt. Freud hat den Begriff ›Heil‹ kaum verwendet, aber ihm verdanke ich das Rüstzeug, um ›Heil‹ als einen Begriff erfassbar zu machen, der in sich unheil ist. Weshalb es dann vielleicht auch nicht zufällig ist, dass ausgerechnet dieses Wort im Nationalsozialismus eine so steile Karriere gemacht hat.

Freud spricht von ›Heilen‹ und ›Heilung‹, nicht aber von ›Heil‹. Heilung bringt bei Freud von allem Anfang an das ›Erinnern‹ (Freud/Breuer 1893, Freud 1895). Erinnern in dem funktionalen Sinne, den ich beschrieben habe. Daran änderte sich bis zu den spätesten Schriften nichts.³ Immer besteht das Ziel der analytischen Arbeit darin, eine affektiv besetzte Erinnerung wiederzufinden oder wiederherzustellen. Denn mit dem Wiederauftauchen der Erinnerung kann die Verdrängung aufgehoben werden und das neurotische Leiden aufhören. Aber Freud hat diese ›Heilung‹ eben nie als ›Heil‹ verkündet. Seinen Kranken hat er gesagt: »Ich zweifle ja nicht, dass es dem Schicksale leichter fallen müsste als mir, Ihr Leiden zu beheben: aber Sie werden sich überzeugen, dass viel damit gewonnen ist, wenn es uns gelingt, Ihr hysterisches Elend in gemeines Unglück zu verwandeln« (Freud 1895: 311f.). Heilung führt nicht zum Heil, nicht zum Glück, sie lässt das Unheil nicht hinter sich.

›Heil‹ ist ein Wort, das es nur im Singular gibt, es gibt nicht ›die Heile‹. Es ist ein Wort, das sich nicht entfaltet, das nicht in den Plural gesetzt werden kann. Es ist sozusagen ›monotheistisch‹, ›monoideologisch‹ und damit per se intolerant. Es gibt keine Toleranz der ›Heile‹, sondern nur das Entweder-Oder: entweder man hat es oder man hat es nicht, entweder man ist im Heil oder man ist es nicht. Aber ›Heil‹ hat ein Gegenwort ›Unheil‹ (vgl. Freud 1910). Was ›heil‹ sein will, darf sich mit dem ›Unheilen‹ nicht durchmischen, sondern muss es eliminieren. Es ist ein Reinigungsprozess.

Dieser kann nach dem Modell der Ausgrenzung geschehen oder als eigentliche Verdrängung. Die erste Strategie kennen wir von der Zwangsneurose, die immer das Heile und Reine sucht, indem sie eine saubere Zone durch ritualisierte Grenzziehungen vom dreckigen, unheilbeladenen Außen zu demarkieren versucht. Was die Zwangsneurose lehrt und was die Weltpolitik, wo sie sie nachahmt, bestätigt, ist, dass die saubere, heile Zone auf Gedeih und Verderb an Dreck, Unheil und Zerstörung gebunden ist. Denn seine Identität gewinnt das Heile nur durch die Abgrenzung von seinen schwarzen Schafen und seinem Schmutz. Indem die Strategie der Ausgrenzung das Fremde eliminiert, ist sie in einer Dialektik der Selbstvernichtung gefangen: Könnte sie je ihr Ziel erreichen und das Unheile endgültig eliminieren, müsste sie, weil die identitätsstiftende Abgrenzung fehlt, in sich zusammenfallen. Doch es gelingt nie, ›Heil‹ und ›Unheil‹ stabil auseinander zu dividieren. Ja, je mehr man ›Heil‹ vom ›Unheilen‹ reinigen will, desto tiefer gerät man in den Sog des ausgegrenzten Unheilen und Unreinen, wie jede Klinik der Zwangsneurose weiss.

.....
3 Programmatisch: Freud 1914; nochmals bekräftigend: ders. 1937.

Die zweite, effizientere Strategie ist die eigentliche Verdrängung. Freud hat die Verdrängung als eine vorbewusste Verstärkung des »Gegensatzes« gegen den verdrängten Impuls oder Gedanken bezeichnet (Freud 1900: 610). Wenn im Unbewussten Gegensätzliches ungeschieden zusammengehört, dann wird es durch die Verdrängung entzweit, wobei die nun getrennten Teile ein unterschiedliches Schicksal erfahren: Der eine ist genehm und wird verstärkt, der andere passt nicht und wird verdrängt. Im Unbewussten, das keine Negation kennt, gehört Gegensätzliches zusammen. Dem Unbewussten ist ›Heil‹ und ›Unheil‹, ›rein‹ und ›schmutzig‹ also einerlei.⁴

Nicht so hingegen, wo die Verdrängung einsetzt und ›heil‹ seinen Gegenpart ›unheil‹ losgeworden ist, d.h. aus dem Bewusstsein eliminiert hat. Die Verdrängung entmischt das Gegensätzliche, sie unterbindet das Spiel von Sinn und Gegensinn. Es gibt keine Mehrdeutigkeit mehr, Verdrängung ist Entscheidung für den einen Sinn zuungunsten des andern. Verdrängung schafft also *Identität* anstelle der inneren Zerrissenheit und Mehrdeutigkeit. Umgekehrt formuliert: Identität ist das Ergebnis einer Verdrängung. Das Heile des mit sich Identischen beruht auf Verdrängung, das ist eine grundlegende Aussage der Psychoanalyse.⁵ Jede Verdrängung macht heil, indem sie Gegensätzliches eliminiert und zu einem Zustand führt, der – vordergründig – durch nichts Unheiles und Unreines angefochten ist. Die psychoanalytische Theorie legt also nahe, dass ›Heil‹ auf Verdrängung beruht und dass Verdrängung heil machen will.

Darum auch führt die psychoanalytische Arbeit, die die Verdrängung aufheben will, nicht zum Heil, sondern vielmehr dazu, der eigenen Zerrissenheit durch gegensätzliche Impulse, Wünsche und Gedanken zu begegnen. ›Heilen‹, so wie Freud es auffasst – vom hysterischen Elend zum gemeinen Unglück – wird seinen Gegensatz, das Unheil, nicht los, ›Heil‹ hingegen verspricht genau dies. Und darum kann es nicht verwundern, dass Akteure, die, wo auch immer, im Namen des Heils antreten, Verdrängungs-, Ausgrenzungs- und Eliminierungsarbeit leisten müssen, die grausamste Formen annehmen kann.

V. Freud in Athen

Der kleine psychoanalytische Parcours zeigt: ›Heil‹ hat nichts Ursprüngliches an sich, sondern ist Ergebnis komplexer Vorgänge. Dies steht ganz im Gegensatz zu allen Paradies- und Sehnsuchtsnarrativen, die im Heil etwas Authentisches, Ursprüngliches, Reines, Unambivalentes suchen. Das Kind, das, mit sich im Frieden, noch mit sich selber nicht

4 Freud hat dies auch in Bezug auf das Unheimliche – Terrain der Revenants und Doppelgänger – durchgespielt: »Also heimlich ist ein Wort, das seine Bedeutung nach einer Ambivalenz hin entwickelt, bis es endlich mit seinem Gegensatz unheimlich zusammenfällt. Unheimlich ist irgendwie eine Art von heimlich« (Freud 1919: 237).

5 Es ist darum auch nicht verwunderlich, dass Freud den Begriff ›Identität‹ kaum verwendet, sondern von ›Identifizierung‹ spricht. Eine Ausnahme bildet »Wahrnehmungsidentität«, ein Begriff, den er in der *Traumdeutung* einführt und später kaum mehr verwendet (vgl. Kläui 2017: Kap. 6). Identifizierung macht etwas Anderes mit etwas gleich und markiert damit die Differenz. Prototypisch für Freuds Umgang mit obskuren, wesenhaft gedachten Identitätsvorstellungen wie Nation, Rasse, Geschlecht ist seine Analyse der Sexuierung, die ihn zur Feststellung führt, dass sich im Psychischen schlechterdings nichts finden lässt, was ›weiblich‹ und ›männlich‹ zu definieren erlaubte.

zerfallen ist, wie Hölderlin sagt,⁶ ist aus psychoanalytischer Sicht nicht die Beschreibung des heilen Ursprungs, sondern diejenige eines rückwärts projizierten Wunsches.

Allerdings steckt die Sehnsucht nach so etwas wie ›Heil‹ tief in uns allen. Auch das macht die Psychoanalyse deutlich: Unser Wünschen, so eine ihrer Grundannahmen, ist ein Wiederherbeiwünschen; was einst erfüllend war, möchten wir wiederfinden. Auf die Zukunft gerichtet, suchen wir die Glücksmomente der Vergangenheit. Die Wiederholung ist ein leitendes Motiv. Doch kann diese Sehnsucht natürlich keine Wiederkehr des Vergangenen und immer schon Verlorenen bewirken, die Dinge verschieben sich und die Wiederholung schafft nicht Identität. Das Wünschen schafft eine Kreisbahn, die sich nie schließt, sondern, im Gegenteil, immer neue Horizonte öffnet. Dies gilt auch für die erinnernde Arbeit in der psychoanalytischen Kur: Getrieben vom Wunsch wiederzufinden, kann sie doch keinen Abschluss finden, denn das Vergangene entschlüsselt sich nicht nur, sondern entzieht sich auch immer. Das Erinnern stößt auf die erinnerungslose Prähistorie und das Aufarbeiten der prägenden Begegnungen mit den Anderen bringt uns diese nicht nur nahe, sondern lässt uns auch dem begegnen, was an ihnen fremd bleibt. Die analytische Bewegung hin zur Erinnerung kann sich nicht schließen, aber gerade darin liegt auch ihre Produktivität, ihre Offenheit, neue Wege zu finden.

Es gibt eine Geschichte, die Freud fast ein ganzes Erwachsenenleben hindurch beschäftigt hat und die ich zum Schluss erzählen möchte, weil sich in ihr das Gesagte verdichtet: Freud war ein leidenschaftlicher Sammler antiker Objekte und seine Beschäftigung mit der Antike zieht sich wie ein roter Faden durch sein Werk. Mehr als einmal hat er die Tätigkeit des Psychoanalytikers mit derjenigen des Archäologen verglichen. 1904 ist er, zusammen mit seinem Bruder, nach Athen gereist und hat die Akropolis besucht, die für ihn ein Ort der Sehnsucht war (vgl. exemplarisch Marinelli 1998). Was dort geschah, hat ihn noch lange beschäftigt und 1936 schließlich schreibt er, fast 80jährig, darüber in einem Brief an Romain Rolland. Der Text hat den Literaten derart beeindruckt, dass er wenige Tage später Freud für den Literaturnobelpreis vorgeschlagen hat. Freud erwartet, auf der Akropolis das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, so etwas wie einen Moment des Heils. Doch endlich auf der Akropolis, endlich am Ziel der Sehnsucht angelangt, findet er nicht paradiesische Erfüllung, sondern ein Gefühl des Unglaubens. Es ist keine heilsame Begegnung, sondern sie löst bei Freud eine unangenehme »Erinnerungsstörung« aus. Der Gedanke schießt ihm durch den Kopf: »*Also existiert das alles wirklich so, wie wir es auf der Schule gelernt haben?!*« (Freud 1936: 251). Freud interpretiert seinen merkwürdigen Einfall als Erinnerungsstörung: Er hatte als Schüler gar nie an der Existenz Athens gezweifelt, er hatte nur bezweifelt, es je zu sehen, es so weit bringen zu können. Die verstörende Trübung des ersehnten Glücks führt Freud auf die Einmischung eines Schuldgefühls seinem Vater gegenüber zurück, der, aus ärmlichen Verhältnissen stammend, nicht die Möglichkeit hatte, es so weit zu bringen wie seine Söhne. Indes wird die Begegnung mit

6 »Ja! ein göttlich Wesen ist das Kind, solange es nicht in die Chamäleonsfarbe der Menschen getaucht ist. Es ist ganz, was es ist, und darum ist es so schön. Der Zwang des Gesetzes und des Schicksals betastet es nicht; im Kind ist Freiheit allein. In ihm ist Frieden; es ist noch mit sich selber nicht zerfallen. Reichtum ist in ihm; es kennt sein Herz, die Dürftigkeit des Lebens nicht. Es ist unsterblich, denn es weiß vom Tode nichts« (Hölderlin 1979 [1797]: 13).

dem Traumziel gerade durch diesen Misston, durch ihr Scheitern für Freud produktiv und ermöglicht ihm, nach langer Latenz einen Text mit neuen Gedanken und literarischer Qualität zu verfassen.

Freuds Sehnsucht, zu den Altertümern zu reisen, ist auch ein Wunsch, die ältesten Dinge, die in uns schlummern, wiederzufinden: In der langen Zwischenzeit zwischen Akropolisbesuch und seinem Zeugnis davon hat Freud eine Utopie, die man durchaus als Utopie des Heils bezeichnen könnte, entworfen. Er hat eine archäologische Metapher für das Unbewusste gefunden und dieses zu einem Ort gemacht, der dem Zahn der Zeit nicht ausgesetzt ist. Das Unheil des realen Zerfalls der Kulturgüter, das Freud auch nicht verhindern kann, wäre so wenigstens im Psychischen aufgehoben. Wir sollten uns nämlich vorstellen, meint er, Rom – es könnte auch Athen sein – sei nicht eine menschliche Wohnstätte, sondern ein psychisches Wesen in dessen Unbewussten nichts, was einmal angelegt ist, verloren geht. Das würde bedeuten, dass alle Bauten, die früher einmal in Rom standen, nicht zerfallen, sondern weiterhin unversehrt erhalten seien:

»Wo jetzt das Coliseo steht, könnten wir auch die verschwundene Domus aurea des Nero bewundern; auf dem Pantheonsplatze fänden wir nicht nur das heutige Pantheon, wie es uns von Hadrian hinterlassen wurde, sondern auf demselben Grund auch den ursprünglichen Bau des M. Agrippa. [...] Und dabei brauchte es vielleicht nur eine Änderung der Blickrichtung oder des Standpunktes von Seiten des Beobachters, um den einen oder den anderen Anblick hervorzurufen« (Freud 1930: 427).

Der Standpunkt Freuds ist derjenige des humanistischen Bildungsreisenden⁷ mit dem Baedeker unter dem Arm. Er sucht das Erhabene, die Sehnsuchtsorte, die Akropolis eben. Doch Freud, der durchaus einen schwärmerischen Zug hatte, war sich der Falle nicht bewusst, in die ihn seine Suche brachte: Die Akropolis zu finden, hatte für ihn zweifellos die Bedeutung einer Erfüllung – hätte ihm da nicht das Unbewusste einen Streich gespielt.

Am Sehnsuchtsort manifestiert sich nicht das Heile, sondern der Graben zwischen der real existierenden Akropolis und Freuds Heilsphantasie eines Archäologieparks, in dem nichts untergegangen ist. Auf der Akropolis ist es nicht wie im utopischen Unbewussten, nichts ist unversehrt, überall die Zeichen des Zerfalls. Das Heil, das Freud auf der Akropolis zu finden hoffte und erwartete, hat er vielleicht in anderen, affektiv weniger aufgeladenen Begegnungen mit der Antike eher gefunden. Jedenfalls ist klar: Es könnte *nur ein Fetisch* sein, der Parthenontempel könnte sich bestenfalls als Fetisch für das unerreichbare Heil vor die Bilder des Verlustes schieben.

Der Schmerz des Verlustes ist ein Thema, das Freud sehr beschäftigt hat. Während des Ersten Weltkrieges schreibt er einen bemerkenswerten kleinen Aufsatz mit dem Titel *Vergänglichkeit*. Er steht damals unter dem Eindruck, unter dem auch wir Heutigen stehen, dass wertvolle Kulturgüter sich als »hinfällig und widerstandsunfähig erwiesen« (Freud 1916: 360). Und er wehrt sich vehement dagegen, melancholisch zu werden und das Wertvolle, weil wir es sowieso verlieren, nicht mehr schätzen zu können.

7 Zu diesem Aspekt von Freuds Reisen vgl. Benthien et al. 2010.

Um den Verlust erträglich zu machen, gibt er ihm auch diesmal eine Wendung ins Psychische. Er behauptet nämlich, dass der Wert der Kulturgüter nicht von ihrem realen Überdauern abhängt, sondern von der Besetzung, die wir ihnen geben. Das triumphale Fazit dieser Lösung ist: Weil es an uns hängt, können wir es auch wieder gut machen. Alles, was verloren ist, können wir wieder aufbauen. Dass die Barbarei den definitiven Sieg davontragen könnte, das will nicht gedacht sein. Freud macht das Vergangene, weil wir es ja in uns tragen, zu einem Phönix, der jederzeit wieder aus der Asche aufsteigen kann.

Seine Vorstellung, dass das Unbewusste ein Rom aller Zeiten sei, kehrt hier wieder als Heilsversprechen, dass nichts definitiv preisgegeben werden muss und sich alles wieder gut machen lässt. Angesichts der bedrohlichen Verluste entwirft Freud also eine Art Heilsphantasma, in dem nichts verloren ist. Das Unbewusste, seine Entdeckung selbst ist es, das das Heile verkörpert, insofern in ihm kein Verlust ist. Wie die Akropolis zum Fetisch werden kann, hinter dem die Zersetzung nicht mehr gesehen werden muss, wird in diesem Heilsphantasma das Unbewusste als alles speichernder Container zum Fetisch. Die Utopie des zeitlosen, verlustfreien Unbewussten nimmt dann den Platz des Fetischs ein, der die Blickrichtung so lenkt, dass Freud die schmerzhafteste Zerstörung nicht sehen muss. So wie der Stapel Fotos und Videos, den die junge Frau geschenkt bekommt, ein Fetisch ist, der es ihr schwer macht, zu erinnern.

Freuds Geschichte der Akropolisreise so zu lesen, ist ein deutendes Lesen. Freud hat das Heilsphantasma, das ich ihm unterstelle, nicht selbst benannt. Aber es wirkt, so meine ich mindestens zeigen zu können, in seinen Texten. Es wirkt und misslingt eben auch und das Misslingen ist ein produktives Scheitern. Freud bleibt nicht bei der Vision eines allumfassenden archäologischen und damit auch archaischen Unbewussten stehen. Freud wäre nicht Freud, gäbe es nicht eine andere Wendung. Was er in seinem Brief an Romain Rolland protokolliert, ist das Missraten der fetischistischen Lösung. Was geschieht, ist frappant. Im Moment der Erfüllung der Sehnsucht, in dem Moment, der als heilbringender gedacht wird, findet das Subjekt, Freud, nichts als seine eigene Spaltung.

Freud steht auf der Akropolis und nichts von dem, was ihm in seiner Utopie des Unbewussten als Rom aller Zeiten vorschwebt, erfüllt sich, sondern er ist so nachhaltig zerrissen durch das nicht aneignbare Wirken des Unbewussten, dass er sich noch dreißig Jahre später mit diesem Schock befassen muss. Das kleine Beispiel bringt etwas auf den Punkt, was für die Psychoanalyse Freuds bezeichnend ist: Die *heilende* Bewegung, die Bewegung des Wiederfindens, des Wiedererinnerns, des Wiederaufbauens, des Wiedergutmachens, kann *keine heilbringende* Bewegung sein. Sie kann nur kleine Schritte machen, immer wieder eingeholt von dem, was sich ihr entzieht. Und gerade darum immer wieder auch poetisch und produktiv.

Literatur

- BENTHIEN, Claudia et al. (Hg.) (2010): *Freud und die Antike*. Göttingen: Wallstein.
- DETERING, Heinrich (2019): *Was heißt hier »wir«? Zur Rhetorik der parlamentarischen Rechten*, Ditzingen: Reclam.
- DINER, Dan (1988): *Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz*, Frankfurt/Main: Fischer.
- FREUD, Sigmund (1999): *Gesammelte Werke in 18 Bänden*, hg. v. Marie Bonaparte, Anna Freud, Edward Bibring, Willi Hoffer, Ernst Kris, Otto Isakower, Frankfurt/Main: Fischer.
- daraus: DERS./BREUER, Josef [1893]: Über den psychischen Mechanismus hysterischer Phänomene. Vorläufige Mitteilungen, GW I.
- [1895]: *Psychotherapie der Hysterie*, in: ders. und Josef Breuer: *Studien über Hysterie*, GW I.
- [1900]: *Die Traumdeutung*, GW II/III.
- [1910]: Über den Gegensinn der Urworte, GW VIII.
- [1914]: *Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten*, GW X.
- [1916]: *Vergänglichkeit*, GW X.
- [1919]: *Das Unheimliche*, GW XII.
- [1930]: *Das Unbehagen in der Kultur*, GW XIV.
- [1936]: *Brief an Romain Roland*, »Eine Erinnerungsstörung auf der Akropolis«, GW XVI.
- [1937]: *Konstruktionen in der Analyse*, GW XVI.
- GROSS, Felix (Hg.) (1993): *Immanuel Kant sein Leben in Darstellungen von Zeitgenossen*, Neudruck der Ausg. Berlin, 1912. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- HABERMAS, Jürgen (1987): *Eine Art Schadensabwicklung. Kleine politische Schriften VI*, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- HÖLDERLIN, Friedrich (1979 [1797]): *Hyperion, Erster Band*, Tübingen, Faksimileausgabe, Basel, Frankfurt/Main: Stroemfeld, Roter Stern.
- KLÄUI, Christian (2017): *Tod – Hass – Sprache. Psychoanalytisch*, Wien: Turia+Kant.
- MARINELLI, Lydia (Hg.) (1998): *Meine ... alten und dreckigen Götter. Aus Sigmund Freuds Sammlung. Ausstellung vom 18.11.1998–17.2.1999 im Sigmund-Freud-Museum, Wien*, Frankfurt/Main: Stroemfeld, Roter Stern.

